Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Um Goethes Grenzen
Autor: Steinen, Wolfram von den
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758485

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UM GOETHES GRENZEN

VON WOLFRAM VON DEN STEINEN

Der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt unterscheidet sich von andern dadurch, daß er weder für ein bestimmtes Fach noch für eine hervorragende Einzelleistung verliehen wird, sondern ein bedeutendes Wirken in seiner Gesamtheit anerkennen will; sozusagen ein Preis für hohes Niveau. Das erstemal (1927) hors concours Stefan George angetragen, gelangte er seither an so verschiedene Gestalten, wie Albert Schweitzer und Sigmund Freud, Ricarda Huch und Hermann Stegemann, Max Planck und Hermann Hesse.

Letztes Jahr bekam ihn der Philosoph Karl Jaspers und hielt dafür in Frankfurt eine Dankrede über «Unsere Zukunft und Goethe», die nunmehr in der Heidelberger Monatsschrift «Die Wandlung» (II/7) gedruckt vorliegt. Der Titel selber sagt: nicht als Vergangenheit soll hier Goethe erscheinen, sondern als fortwirkende Macht. Zugleich stellt der Titel auch das liebe Wir voran und lehnt damit das Aufblicken zu dem Dichter ab. Wenn Jacob Burckhardt auf große Männer kommt (im vollen Bewußtsein der Fragwürdigkeit dieses Begriffes), nimmt er seinen Ausgang «von unserm Knirpstum, unserer Zerfahrenheit und Zerstreuung: Größe ist, was *wir nicht* sind». Das leugnet Jaspers nicht eben — er läßt es auf der Seite. Seine Kernfrage lautet: was kann Goethe uns helfen in Unsern Sorgen, wie uns fördern auf dem Wege, der uns Abendländer bis hierher geführt hat und den weiterzuwandern wir diskussionslos entschlossen sind?

Daß grade dieser Entschluß, ja daß der ganze abendländische Weg dieses Jahrhunderts für Goethe eine grauenvolle Verranntheit bedeuten könnte, bei der er in gar keiner Weise hätte weiterhelfen wollen — es wäre doch wohl verrückt, das ernstlich zu erwägen.

Seit dem ersten Weltkrieg erlebt es jeder Denkende auf seine Weise, wie sehr sich die moderne Welt des Fortschritts von allen vergangenen, traditionsfreudigen Kulturen getrennt hat, wie gründlich hinter ihr die Brücken abgebrochen sind. Und grade vor Goethe wird die Trennung fühlbar, weil er als Genius fortlebt und dennoch eben als Genius das Erbe der verlassenen Welten in sich aufleben ließ. Daß die Postkutschen abgeschafft sind oder die Duodezfürstentümer, die Rokokoschnörkel oder die Manufakturbetriebe, das merkt man ja nicht gradezu: nur der Verstand weiß es und ist zufrieden damit. Daß aber

Goethe in so vieler Hinsicht als zeitgebunden und also als fremd erscheint, das ist eine aktuelle Erfahrung; das wirkt seit dreißig Jahren auf die Jugend deutscher Zunge — auch in der Schweiz — als heftige Enttäuschung, über die nur wenige hinweggelangen. Und wenn auf der Gegenseite fossile Goethe-Epigonen ihr Philisterium mit Faust-Zitaten aufzuhöhen wähnen und die Schulmeister aus dem Dichter ihre Aufsatzthemen schöpfen, so wird der Graben desto breiter. «Jugend ohne Goethe», so betitelte 1931 Max Kommerell eine aufschlußreiche, nicht genug beachtete kleine Schrift.

Jaspers versteht die Entfremdung, und offenbar stört sie ihn weniger als jene fossile Verhimmelung, die doch eigentlich niemand mehr ernst nimmt. Mit Gewicht legt er zugrunde, «daß das *technische Zeitalter,* dem wir angehören, den tiefsten Einschnitt aller bisherigen Geschichte bedeutet». Damit ist Goethe weit entrückt — und Jaspers will vom Hier und Jetzt aus denken, reden, wirken. Aber weil das Jetzt nicht beziehungslos da ist, sondern nur als ein Punkt in dem Kräftestrom existiert, der aus einer halbwegs kennbaren Vergangenheit in die durchaus unbekannte Zukunft geleitet, so bedarf es freilich der immer neuen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, soweit sie noch Leben hat.

Daraufhin redet der Philosoph nicht «über» Goethe; sondern er bezeugt ihn, dergestalt, wie er ihm in 64 Lebensjahren zu eigen geworden ist. Das so Gesagte ist auf alle Fälle echt und kräftig, auch wenn vieles, ja Wesentliches draußen bleibt. Dem Philosophen gilt Goethe als «noch gegenwärtig» nicht als der Dichter, der ästhetische Erzieher, der aristokratische Weise, der wunderbare Zauberer, sondern wesentlich in ethischer Hinsicht. Goethe hilft ihm zur freien Natürlichkeit, zum Geltenlassen der andern, zur Bejahung des Wirklichen, zur Besinnung und Tätigkeit, zu Maß und Entsagung, zur Weltoffenheit und Lebensbejahung. Goethe der Moralist: wohlan!

«Aber besinnen wir uns! Uebersteigern wir nicht Goethe? Kein Mensch ist vollendet.» Mit dieser Wendung erscheint der Moralist Jaspers und kommt zum Kern seiner Rede. «Es bleibt — wenn kein Mensch vollendet sein kann — die Aufgabe, Goethes Grenzen zu sehen.»

Daß kein Mensch eigentlich vollendet ist, so wie kein empirischer Kreis mathematisch rund, keine Rose ohne Dorn und kein Licht ohne Schatten ist — das hat auch Goethe gern gewußt. Ihm allerdings lag daraufhin die Frage nahe, ob ein Licht ohne Schatten wohl irgend schön und ob ein theoretisch vollendeter Mensch nicht naturwidrig und also des Allschöpfers unwürdig wäre. Grade weil der Theoretiker

sich gar so leicht am Unvollkommenen stößt, forderte Goethe, solang er atmete, dazu auf, doch lieber im Irdischen das Heiligschöne, das Gotteswerk, das *immerhin* Vollkommene zu finden; lieber nach dem Erbguten zu fragen als nach der Erbsünde; zu erstaunen und wieder zu erstaunen vor jeder Blüte, jeder Liebe, jedem neuen Morgen. Das schien ihm schwerer und zugleich auch wahrer.

Jedoch — ist diese Goethische Frömmigkeit nicht naiv und gefährlich zugleich? Ebnet nicht grade sie der nur zu erlebten Unverantwortlichkeit die Wege? Hier ist es schwer zu diskutieren. Unverständlich wird man, wenn man fragt, ob nicht grade der gemeine Hang zur Menschenvergötzung und der gelehrte Drang zur Grenzaufdeckung einander gesetzlich auslösen wie Pendelschlag und -gegenschlag.

In Wahrheit aber hat die Auflehnung gegen jene erdenbejahende Goethische Frömmigkeit mit den Erfahrungen des heutigen Deutschland nichts zu tun; sie durchzieht, nur sehr dünn überfirnißt, das ganze 19. Jahrhundert als ein klarer Ausdruck des technischen Zeitalters. Vor der Blüte, vor dem Morgen erstaunen, das mochte man damals im idyllischen Weimar; aber es macht sich schlecht, wenn man aus den Blüten Tee fabriziert und jeden Morgen der Wecker zur stramm organisierten Arbeit ruft. Und eben daher die Auflehnung. Sie hat sich oft genug unzulänglich und gar niedrig geäußert, zumal und nicht zufällig bei den gestrigen Menschenvergötzern. Auf einer tiefern, auf einer wahrhaft andern Ebene sucht nun Jaspers sie zu erfassen, indem er nach einigen Seiten hin Goethes Grenzen festlegt.

Unvermeidlich erscheint da die Naturwissenschaft — ein altes Lied. Goethe hat Newton abgelehnt, und das war, man weiß es, kein einzelner «Mißgriff»: in dem durchaus epochalen Gelehrten und an dem wesentlichen Beispiel der Farbenlehre wies Goethe eben jene Prinzipien von sich, auf denen all die ungeahnten Erfolge der modernen Forschung und Technik aufgebaut sind. Der Weise sah es kommen, daß auf dieser Linie die von Homer bis zu ihm hinführende Kulturtradition abrisse: «Wir sind die letzten eines Geschlechtes, das so bald nicht wiederkehrt.» Aber soviel an ihm lag, kämpfte er dagegen an. Er setzte seinen Willen gegen den des neunzehnten Jahrhunderts — und er unterlag: so darf man den Vorgang historisch zusammenfassen.

Wer aber recht hatte, ist «historisch» noch lange nicht ausgemacht. Nicht einmal in den Spezialfragen, auf die es hier aber nicht ankommt. Heute, wo in Wissenschaft und Technik die zerstörenden Kräfte die aufbauenden sichtbar zu übermögen drohen und viele das Zukunftsgrauen zu begreifen beginnen, das schon einen Goethe, Jacob Burckhardt, Baudelaire, Nietzsche umwitterte, heute sollte man doch

wohl Mut fassen zu der Frage: Steckt am Ende in dieser ganzen Wissenschaft, so fehlerlos sie *in sich selber* arbeitet, ein primärer, ein axiomatischer Fehler? Hat Goethe da vielleicht etwas gesehen, was uns entgeht?

Es ist klar: die Frage hat nichts mit jener andern zu tun, ob Goethe etwa in sachlichen Einzelheiten geirrt oder in seiner Polemik da und dort fehlgegriffen hätte. Ausgleiten kann man auch auf dem richtigen Wege; auch Newton war ja nicht unfehlbar. Ingleichen ist heute wohl klar, daß die letzten Gründe der Wissenschaft, weil sie über die menschliche Ratio hinausweisen, unbeweisbar sind.

Nun, Karl Jaspers entschließt sich zu der axiomatischen Frage nicht. Goethe hat Newton nicht verstanden, erklärt er bündig; Goethe war im Irrtum. So sagten es einst auch Helmholtz oder Dubois-Reymond (keine schlechten Köpfe wahrhaftig) in des Fortschritts Blütenfrühling; und noch heute werden die meisten es sagen. Aber im Grunde drücken solche massiven Urteile nur aus, daß man sich weigert, Goethes eigne Axiome ernstlich in Erwägung zu ziehen. Jene Frühern weigerten sich, weil die auffallenden, aus der Newtonschen Grundeinstellung gezeitigten Erfolge ihnen sozusagen als Beweis des Geistes und der Kraft galten. Das begreift man. Heute, wo die Erfolge einiges von ihrer Kehrseite gezeigt haben und kaum jemand ohne tiefste Angst an die Zukunft denkt, bleiben die meisten nach dem Gesetze der Trägheit bei jenem massiven Urteil einfach stehen. Aber der Philosoph?

Jaspers denkt Goethes «Irrtum» psychologisch zu erklären: weil Goethe vor der nahenden Welt der Technik samt der sie begründenden Erkenntnisart ein Grauen empfand, konnte er «die Wahrheit» nicht sehen. Das klingt ja hübsch, aber es bleibt gar zu weit unterhalb des zu erklärenden Befundes. Tatsächlich steht hinter Jaspers' Urteil eine ethische Grundüberzeugung, die einst in Max Weber ihren großen Vertreter hatte und sich etwa so zusammenfassen läßt: Die moderne Wissenschaft und Technik, die allerdings «zum Bruch mit der gesamten bisherigen Menschheitsgeschichte führen mußte», ist *unausweichlich* heraufgekommen, sie ist da, sie beherrscht alles; folglich wäre es eine Art von Flucht, eine Feigheit also, wenn man etwas andres wollte als sie. Goethes Position hatte schon um 1800 keine Zukunft, sie hat heute erst recht keine. Sie blickte in eine vielleicht schönere, aber todsicher vergangene Welt. «Diese Welt», so erklärt der Philosoph uns wörtlich,

> «diese Welt ist verloren vor dem, was jetzt jedenfalls unser Schicksal ist und was eine Größe des Menschen bedeutet und eine neue unerhörte Aufgabe, die wir ergreifen müssen, wenn wir leben wollen.»

Ein großes Wort! So ungefähr könnte auch Alexander gesprochen haben, als er über den Indus vorbrach, oder Magellan auf den grenzenlosen Weiten des Stillen Ozeans. Und nicht nur sie: ähnlich hörte ich auch jenen sprechen, der den Heiland auf einen hohen Berg führte und ihm die Reiche der Welt zeigte mit ihrer Herrlichkeit («... so du niederfällst und mich anbetest!») — ähnlich wird, sagen sie, auch der Antichrist sprechen und fast alle gewinnen. Das heißt also: nicht auf derlei Worte kommt es an und auch nicht auf die Beweise der Naturwissenschaft und die Erfolge der Technik, die ständig sich selber überholen und widerlegen, weil sie wesenhaft nicht in sich selber beruhen — sondern auf unsere höhere Verantwortung. Stark mythologisch ausgedrückt: darauf kommt es an, ob hinter den großen Worten Gott steht oder der Teufel.

Sachlich aber möchte etwa das Folgende zu setzen sein:

Das Verhältnis von Geist und Natur, die Aufgabe menschlichen Erkennens und Schaffens in der Stoffwelt — sie werden von Goethe wesentlich anders aufgefaßt als von der Newtonschen Naturwissenschaft. Dabei bestreitet niemand den Reichtum, die Harmonie, die Lauterkeit der Goethischen Einstellung, ihre Vollendung *in sich*. Nur: von der herrschenden Wissenschaft her erscheinen ihre Lehren an einem entscheidenden Punkte als falsch, und an dem gleichen Punkte erscheint von Goethe her die herrschende Wissenschaft als falsch. Wer irrt also? Denken ließe sich durchaus, es hätten von ihren Axiomen her beide recht, aber sie könnten sich nicht verstehen, weil zum Erfassen der gegnerischen Axiome nicht ein bloß gedankliches Verstehen (das sollte man fertigbringen!), sondern primär ein lebendiges, alldurchdringendes *Vollziehen* gehört. Nie hat ein frisch entzündeter Christ die unbekümmerte Seinshaltung der Heiden, nie ein rechter Heide die totale Entschiedenheit der Christen verstanden. Verstehen bedeutet hier, entweder draußen sein oder — sich bekehren.

Gesetzt, so verhielte sich's auch im Falle Goethe: dann ist es offenbar nicht als eine Grenze dieses Menschen zu bezeichnen, wenn er gegenüber der Natur einen andern Standpunkt einnahm als Jaspers. Darf ich einen Menschen für unvollkommen erklären nur deshalb, weil er in einer wesentlichen Frage anders entscheidet als ich? Die menschliche Vollkommenheit, soweit es sie gibt, liegt darin, *daß* man entscheidet, gewissenhaft und auf der Höhe. Darüber hinaus werden wir Sterblichen sie an ihren Früchten erkennen; für die antigoethische Naturwissenschaft eine mehr als gefährliche Probe. Eben deshalb drängen deren Vertreter instinktiv dahin, Goethe kurzerhand für irrend zu erklären, allenfalls mit Milderungsgründen, wie der Psy-

chologe Jaspers sie vorbringt, und die axiomatische Frage als Luft zu behandeln.

Sage man also, wenn man denn muß: wir haben entschieden, schon Newton hat entschieden, und Goethes Farbenlehre ist vergangen; so vergangen und uns ehrlicherweise so unvollziehbar wie der Kult des Dionysos. Dann würde also Goethe an diesem Punkte für «unsere Zukunft» nichts hergeben. Aber daß das ein Mangel an Goethe sein soll — welch unfreie Präsumption!

Oder: wäre die Entscheidung doch nicht so ganz sicher?

Der Mann fühlt sich gern an seiner Ehre gefaßt, wenn man ihm zuruft: es steht bedrohlich um uns, aber dies ist nun unser Schicksal, unausweichlich, und es ist eine Größe darin und eine unerhörte Aufgabe, und übrigens — uns bleibt gar keine Wahl, hier müssen wir durch, wenn wir leben wollen.

Sieg oder Tod! Da hört denn glücklich alles Nachdenken, alle Gewissensbefragung auf. Und solche Wendungen benötigt nun der ärztlich-ruhige, vielverstehende, gewissenliebende Karl Jaspers — wozu? Um «die Naturwissenschaft und Technik großen Stils» — so sagt er — gegen «Goethes Unverständnis» zu sichern. So weit wäre es also mit dieser Art der Wissenschaft gekommen . . .

Allen Ernstes: setzen wir einmal, es handle sich bei jenem Kampfe gegen Newton wirklich um nichts als Unverständnis, und schieben wir die triste Frage ruhig zurück, wieweit derlei einen Menschen mindere, so würde Goethe dennoch auch im Irrtum eine Lehre geben, wie sie grade heute dringlich und zukunftswichtig ist, mehr als irgendein wissenschaftlicher Gedanke von ihm es sein könnte. Denn er, in der Tat, hat seinen Irrtum mit keinem «Sieg oder Tod» aufgehört. «Meine Farbenlehre», meinte er, «ist so alt wie die Welt.» Nicht als eine allumwälzende Entdeckung hat er sie ausgerufen, als einen nie dagewesenen Fortschritt, als Ueberwindung jahrtausendalten Wahns oder wie sonst die Reklameformeln jener Technik «großen Stils» zu lauten pflegten. Mehr noch, er hat sich überhaupt mit keinem «wir» gedeckt. Er wußte zu gut, daß er einsam stand, daß er hier, ein Unzeitgemäßer, gegen den Strom schwamm. Er folgte in seiner Farbenlehre wie in jedem kleinsten und größten Schritte einzig seinen Augen, seiner Einsicht, seinem Gewissen. Dabei hörte er gern auf die andern — kein Großer der Geschichte war so verträglich wie dieser; auch wo er für sich stehn mußte, hat er sich weder trotzig abgeschlossen noch hybrid übersteigert. Und nichts lag ihm ferner als diese nur zu heutige Haltung: gegenüber dem allgemeinen Zuge der Zeit, dem «was jetzt jedenfalls unser Schicksal ist», das Sacrificium intellectus zu vollziehen.

Nicht Fatum, sondern Verantwortung; nicht Erfolgsaussicht, son-

dern heilige Wahrheit. Sollte das nicht für «unsere Zukunft» wichtiger sein als sehr vieles andere?

Der Philosoph kennt noch andre Grenzen Goethes. Dabei ist er sich vollauf der Gefahr bewußt, es könne sich da eher um seine eignen Grenzen handeln als um solche des Objekts. Und wirklich: wenn man in Goethes *Lebensführung* bei aller Ausschließung philiströser Angriffe immerhin einen «Schwung des Unbedingten» vermißt (Goethe habe kein Pathos, rügte Kierkegaard), oder wenn man in Goethes *denkerischer* Auseinandersetzung mit der Welt, für die der Philosoph seine besten Worte findet, doch eine letzte Entschlossenheit vermißt — man kann das ja sagen, aber kommt man damit eigentlich an das Objekt heran? Näher besehen, handelt sich's da gar nicht um verschiedene Grenzen, sondern allemal um die gleiche. Gewisse Wertungen, die der Heutige gern ebenso fraglos wie einst der Aufklärer statuiert, werden nun einmal von Goethe — der ja gleichfalls in ihnen auferzogen war! — verworfen, in seinem Philosophieren wie in seinem Forschen und genau so auch in seinem Privatleben. Er steht auf sich selber, und die Folge ist: man konstatiert seine Abweichung vom Allgemeingültigen, von dem, was sich gehört — ergo hat hier Goethe seine Grenze. Und vielleicht hat er ja wirklich unrecht gehabt; aber so beweist man das nicht.

Das moderne Denken legt überall eine grundsätzliche Spaltung zugrunde: Spaltung zwischen Drinnen und Draußen, zwischen Idee und Erscheinung, zwischen Subjekt und Objekt oder wie man sie jeweils bename. Solche Spaltungen gelten dem modernen Menschen (und das beginnt mit Wilhelm von Occam im 14. Jahrhundert) nicht etwa als die selbstgewählte Sehweise, als Hypothesis seines Forschens, sondern zeitlos, etwa wie dem Christen die Erbsünde. Das heißt, man kann sie als Tier ignorieren oder als Gott überwinden, aber insofern man Mensch ist, durchdringt sie alles. «Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl», sagt Schiller. Und Jaspers etwa: jedes Wissen setze die Spaltung von Subjekt und Objekt notwendig voraus.

War also Goethe ein Tier? War er ein Gott? Er hat die Spaltung geleugnet, bis in ihre Wurzeln, und nicht als Erkenntnistheoretiker, sondern in jeder geistigsten wie sinnlichsten Aeußerung. Er kannte die Spaltung, am meisten als solche von Natur und Geist: sie war ihm ein böser Wahn, ein historisch bedingter Abfall des Abendländers von seinem eigensten Menschtum und also das Symptom einer allgefährdenden Selbstauflösung. Insoweit die Subjekt-Objekt-Spaltung besteht, kann es für ihn nur ein abgelöstes Homunkuluswissen geben; und das Echte und Wahre fängt an, wenn Homunkulus die Glasglocke

sprengt ... um elementar von vorn zu beginnen! In christliche Terminologie übersetzt: jene Spaltung war in Goethes Augen nicht eine unvermeidlich anzuerkennende Folge der menschlichen Begrenztheit oder Sündhaftigkeit, sondern sie war ihm die tägliche Bejahung der Sünde und also jedes Ja zu ihr eine Leugnung des Schöpfers. Auch wenn der Christ von der Sünde lebenslang nicht loskommt, gilt ihm Sündigen doch wohl nicht als der Grund, auf dem er aufzubauen hat.

Man lese hier das Gedicht des Siebzigjährigen «Allerdings» (Ins Innre der Natur ...).

Goethes Entscheidung in diesem Punkt ist heute ohne Zweifel noch schwerer zu verstehn als vor hundertundfünfzig Jahren, wo er sie täglich darlebte und gleichwohl nur die wenigsten ihn verstanden. Um eine Lebenseinstellung handelt sich's oder, wenn man will, um eine Offenbarung; jedenfalls nicht um eine Doktrin. Denn der Vollzug ist hier alles. Und so rückt man der Sache nicht näher, wenn man von verschiedenen Gebieten aus feststellt, Goethe bleibe hier hinter den Anforderungen der Gegenseite zurück. Der Philosoph, seine eigenste Domäne vertretend, tadelt an Goethe «die Neigung, das Unbegreifliche als unbegreiflich auszusprechen und damit *beiseite zu drängen»;* ihm würde ein «konsequentes Durchdenken» besser gefallen. Aber wenn der reife Meister des «Diwan» die Nachtigall immer unbegreiflich nennt, so liegt darin: ein wohldurchdachtes Spezifieren dieses Unbegreiflichen, ein möglichst enges und genaues Abgrenzen gegen das, was dem Experiment und der Berechnung zugänglich ist — eben das würde das weise *Wunder* «beiseite drängen», und statt über die Nachtigall würde der Mensch lieber über seine eigne Schlauheit erstaunen, wie das ja seit der Aufklärung allerwärts mit Eifer geschieht. Und was ist wohl schwerer: den Brocken mit allen Mitteln der Wissenschaft exakt aufzunehmen, seine Steine und Erze technisch auszuwerten, die beste erdgeschichtliche Theorie über sein Entstehen zu finden (und auf seine Art hat ja Goethe dies alles getan) — oder aus freiem Herzen zu sagen:

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt —?

Das moderne wissenschaftliche Denken, etwa von Descartes, von Newton, von Kant dargestellt, tendiert überall ins Absolute; es sucht und setzt die analytische Formel, und zu seinem Pathos gehört es, daß der Geist ein anderes, wahreres Bild schaffe als die trügerischen Sinne. Titanismus in der Bildersprache Goethes und Hölderlins. Dem olym-

pischen Goethe ist es das erste, daß die Sinne *nicht* trügen: nur muß der Geist ihre Meldungen recht zu deuten wissen. Wenn aber der Geist sich von ihnen zu lösen denkt, so zerstört er Kostbareres, als er irgend finden wird.

Theoretisch läßt sich der Gegensatz in einer Grundfrage fassen: Ist unser Geist, wenn er denn göttlich ist, ein Absolutum außer und über der Natur — oder ist er, grade weil göttlich, Natur in Natur, notwendiges Bindeglied zwischen der ewigen Natura naturans und der vergänglichen Natura naturata? — Die moderne Welt nimmt im allgemeinen das erste an, sei es auch oft unbewußt und inkonsequent. Sie pflegt dabei die Gegenannahme nicht erst zu erörtern, sondern sie als unwissenschaftlich, als unchristlich, als irgendwie unentschieden oder bequem anzuschwärzen; ein nicht eben sachliches Verfahren, das sich hier deshalb einstellt, weil jene Gegenannahme als ein Abfall des Geistes von seiner herrscherlichen Absolutheit empfunden wird. Und so etwas als ernste (und gar als tödlich verantwortliche) Entscheidung auch nur anzuerkennen — das wäre ja schon fast ein erster Schritt zum Abfall!

Indessen, Dogmatismus schafft keine Wahrheit, und die Tatsache besteht, daß Goethe (übrigens nicht nur er) aus freiem Gewissen für die zweite Deutung des Geistes entschieden hat. Ist es da nun richtig, einzelne unabdingliche Konsequenzen seiner Entscheidung als persönliche Unzulänglichkeiten auszulegen, auch wenn man das mit höchstem Takte vollzieht? Verdient die Grundfrage wirklich kein Nachdenken? — Auch Goethe konnte ja die Gegenannahme nicht gelten lassen; doch ist er würdiger mit ihr verfahren. Der Drang des Geistes, sich als absolut zu setzen, erschien ihm wie eine titanische Sprengkraft, wie das ungesunde Wuchern eines Gliedes auf Kosten des Ganzen. Noch das Feindliche und Verhaßte als gegebene, in sich richtige Naturerscheinung anzuerkennen — er hat es vollbracht. Nur freilich, Kampf durchzieht die Natur.

Die tiefe Verantwortung vor den bindenden Mächten samt der zugehörigen Ablehnung der sich als absolut setzenden Dogmen bestimmt auch Goethes persönliche Lebensführung. Der einunddreißigjährige Fritz Jacobi meldete an Wieland über den sechs Jahre jüngern, eben gewonnenen Freund:

«Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist (nach Heinses Ausdruck) Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener (füge ich hinzu), dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm

zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. — Sie wissen, mein Bester, daß am Anfange im großen All auch die Götter eingeschlossen waren; daß sie gefangen lagen zwischen den Elementen; Sie wissen auch, wie die Götter endlich durchbrachen und sich wider die Titanen lagerten.»

Wie wäre es, wenn alles Denken über Goethe an solch einem Wort nach mehr denn hundert Jahren wieder von vorn anfinge? Die Titanen allerdings werden nicht damit zufrieden sein; diese nur zu heutigen Mächte großen Stils. Als von welchen Hölderlin dichtet: «Noch sind sie unangebunden; Göttliches trifft Unteilnehmende nicht.»

Hölderlin und Jacobi sind fern, ihre Worte selber machen es fühlbar, und auch Goethe ist fern. Er war es schon vor 1914, als der Frankfurter Hirschgraben und der Römer nebst einigen anstoßenden, meist von Dirnen bevölkerten Altstadtgassen mitten in dem dick aufgetragenen Praß der Geschäfts- und Vergnügungsmetropole eine seltsame Insel bildeten. Jetzt aber: wo jener Patrizierbub Wolfgang zur Kaiserkrönung einen ganzen Ochsen braten sah, wo er sein Parismärchen erzählte und sein Gretchen fand, dort streift heute ein auch schönäugiger Junge in grauen Lumpen hungrig von Trümmern zu Trümmern. Dem steht ein blindes, unenträtselbares Fatum zwischen einst und jetzt.

Sogar der lebensreife Philosoph, der bei den Trümmern seine Goethe-Rede hielt, sieht nur ein blindes Fatum. Zwar die Ruinen gehören ihm nicht dazu, und dem zerlumpten Jungen würde er gern, grade im Sinne jenes Fatums, eine fortschrittliche Zukunft versprechen, in der das neu aufzubauende Goethe-Haus abermals und noch krasser als zuvor als museales Relikt herumstände. Denn Wirtschaft, Fortschritt, Technik, die bleiben; aber vergangen, rettungslos vergangen ist Goethe mit seiner fortschrittlosen Welt.

Sei es, er ist Vergangenheit. Und schenken wir uns die logische Weiterfrage, wieso jene «Entwicklung», die über die Welt Goethes hinweggerollt ist, nun eigentlich vor der Welt der fortschrittlichen Wissenschaft und Technik notwendig haltmachen muß. Schenken wir sie uns, sintemal wir uns da wahrscheinlich nichts Brauchbares vorstellen könnten. Jedoch: was wir so pathetisch Entwicklung nennen oder unausweichlichen Gang der Geschichte — wer macht denn das eigentlich? Prädestiniert ist es ja vielleicht von Allah oder von

einem anonymen Es. Vollzogen aber wird es offensichtlich durch uns Menschen, durch unser Wollen und Zustimmen. Und wer heißt uns wollen?

Anlaß besteht ja heute genug, über die Grundlagen des Abendlandes und damit über unsre eigenste Verantwortung neu nachzudenken. Wenn insonderheit das Volk Goethes sich in beispielloser Weise vor das Nichts gestellt findet, wird es ganz von selber der Forderung seines Philosophen genugtun, «den Blick auf die Abgründe zu werfen»; sie klaffen überall. Und ohne Zweifel liegt darin eine Trennung von Goethe. Denn wohl hat auch er in Abgründe geblickt, öfter und tiefer als man wohl ahnt: doch hielt er es für heilig, darüber liebende Schleier zu breiten, und für Frevel, ja für Frechheit, die Ungestalt ans Licht zu ziehn. So wahr das in sich bleiben mag, so anders ist doch heute die Ausgangslage, und keine Meister vergangener Jahrhunderte, nur die eignen helfen einer Zeit von der Hölle durch die Welt zum Himmel. Wem es aber heute oder morgen gelingt, den Blick unversehrt aus den Abgründen wieder emporzuheben — vielleicht geht grade dem ein neuer Goethe auf. Leicht wird er dann erkennen, auf wie unsichern Grund Jaspers dort gebaut hat, wo er Goethe als eine fertige Größe nimmt, die sich mit unsrer Gegenwart und Zukunft vergleichen ließe. Mit unsrer Gegenwart und Zukunft wird auch Goethe sich wandeln! Es wird an ihm manches Vielgenannte verblassen, andres noch kaum Bemerkte gewaltig aufleuchten — *sofern* wir uns wandeln. Wenn freilich jener Blick in die grausig aufgerissenen Abgründe den Geist so weit wegsaugt, daß er seine eingeborene Freiheit an unausweichliche, «historisch bewiesene», anonyme Entwicklungen wegwirft und gar solchen Fatalismus vor sich selber als Wahrhaftigkeit entschuldigt — dann wird Goethe vorbei sein. Vor dem galt stets nur das Sein nach freiem Gewissen, unmittelbar zu Gott. Und das Gewissen kann sich Zeitgemäßheit und Erfolg wohl wünschen, aber nicht ausbedingen. Wenn der Turm von Babel Risse bekommt, muß man ganz von vorn anfangen — aber nicht mit dem Turm von Babel.

Was Goethe uns geben könne, das ist weit weniger die Frage, als was wir von Goethe nehmen können. Auf unser Auge und Ohr kommt es an, wohl auch auf Geduld und Tiefe unsrer Liebe. Aus jener ewigen Fragwürdigkeit, die sich Menschengeist nennt, hat Goethe immerhin etwas gemacht, klar, schlicht und groß. Das losgerissene Bewußtsein hat er neu mit Erde und All verwoben — den Seinen eine Sache von Hand und Fuß und noch für Hegel ein Wink — den meisten Neueren unfaßbar und Hauptquelle der Mißdeutung. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis: das durfte er sagen, und so bleibe es dabei. Wenn ein Pheidias vor unsern Augen aus einem Tonklumpen ein Göttergesicht formte, wer würde es dann wieder zum Klumpen zurückballen, nur

damit er uns mitteilen könne: in Wirklichkeit ist es ja Lehm! — Goethe war nichts als ein Mensch, ganz gewiß. Aber, so fügen wir mit dem großen Ludwig Derleth hinzu: *«Wer könnte das von sich sagen?»*

Anmerkung. Der Name Karl Jaspers wurde auf diesen Seiten viel genannt. Der Leser wird bemerkt haben, daß es nicht um irgendeiner Polemik willen geschah. Namen sind bei solchem Thema nur Zeichen, nicht auf sie kommt es an. Auch nicht auf Meinungen kommt es an, sondern auf das, worum jede ehrliche Meinung wirbt. Der Philosoph hat eine weithin wirksame Einstellung bei einem bedeutenden Anlaß mustergültig formuliert. Der tiefe Ernst seines Wortes wird Goethe manchen, denen er schon historisch geworden war, trotz aller Vorbehalte näherrücken. Danken muß darum dem Philosophen auch der, der sich bei so vielen seiner Urteile — an Grenzen stößt.